

KODAK GRAY SCALE

C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

00

A

.10

.20

.30

.50

.70

M

1.00

1.30

1.60

B

1.90

black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green

KODAK COLOR CONTROL PATCHES

These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.



Karl Brandes

Braunschweig

Fasanenstraße 31

Dat Wettloopen
tzwischen den
Swinegel un den Haasen
up de lütje Haide bi Buxtehude.

Von
Dr. Wilhelm Schröder,
Verfasser von Swinegel's Lebensloop und Ende.



Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter.

Hannover, 1868.
Schmorl & von Seefeld.

Der Verfasser des „Volksmärchen“ vom Hasen und Swinigel.

Das Märchen vom Wettlauf des Hasen und des Schweinigels ist uralt; gelegentlich erscheint an zweiter Stelle auch der Eber oder die Sau. Am meisten bekannt geworden ist es in der niederdeutschen Sprachform, und die Gebrüder Grimm verlegen den Ursprung dieser Erzählung in die Gegend von Osnabrück. Damit stimmt indessen die Mundart nicht überein: sie verweist vielmehr in die Landschaften der Unterelbe. Und nun erleben wir das eigenartige Schauspiel, daß selbst so bedeutende Sprachforscher wie die Grimm sich durch eine geschickte Nachahmung täuschen ließen; denn die bekannte Fassung des alten Märchens; ist modernes literarisches Erzeugnis und sein Verfasser der aus jener Gegend stammende Schriftsteller Dr. Wilhelm Schröder, dessen Todestag sich am 4. Oktober zum 50. Male jährt. Dieser veröffentlichte die Erzählung unter dem Titel: „Dat Wettlopen zwischen dem Hasen und dem Schweinigel up de lütje Heide bi Burtelhude“ 1840 im „Hannoverschen Volksblatt“, das er selbst begründet hatte, nachdem er nach längeren Irrfahrten sich drei Jahre zuvor in Hannover niedergelassen hatte. Der 1808 in Oldendorf bei Stede als Sohn eines Lehrers geborene Philologe hat sich u. a. auch einige Zeit in Leipzig aufgehalten, wo er zum Freundeskreise Richard Wagners gehörte. Als er 1866 für Preußen Partei nahm, verlor sein Blatt die Sympathien seiner Landsleute und ging 1868 ein. Schröder zog wieder nach Leipzig, wo er am 4. Oktober 1878 gestorben ist. Er schrieb auch eine Reihe kleiner plattdeutscher Schauspiele, dabei auch wieder „Has und Swinigel“, ferner eine Sprichwörter-sammlung niederdeutscher Mundart und eine einst vielgelesene Schrift: „Der plattdütsche Bismard.“

Das Wettloopen

zwischen den

Swinegel un den Haasen

up de lütje Haide bi Burtehude.

Plattdeutsches Volksmärchen,

verfaßt von

Dr. Wilhelm Schröder.

Neue, einzig rechtmäßige, vom Verfasser selbst veranstaltete Original-Ausgabe.

Als Anhang dazu:

„De Bruutganter“

Humoreske aus dem plattdeutschen Volksleben.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter.

Hannover, 1868.

Schmorl & von Seefeld.

Druck von Ph. C. Schömann in Hannover.

Vorrede des Verfassers

zur ersten Separat-Ausgabe von 1845.

Ein alter Philosoph — dessen Namen zu nennen hier überflüssig — spricht sich in einem seiner Werke über die Natur des Menschen folgendermaßen aus: „der Mensch sei (sagt er) das vollendetste, am vielseitigsten ausgestattete Wesen der Erde. Alle geistigen wie körperlichen Fähigkeiten, welche den übrigen Gattungen der Erdgeschöpfe nur in Einzelportionen zugetheilt, seien in seinem Organismus vereinigt worden, und dadurch eben sei er zum Beherrscher der Erde gestempelt. Denn selbst für diejenigen Fähigkeiten einiger Thiergattungen, welche scheinbar dem Menschen durch die Eigenthümlichkeit seines Körperbaues von Natur versagt worden, sei ihm ein Universal-Hülfsmittel von der Schöpfung zugewiesen und dieses heiße — Mechanik. Als nämlich — um nur ein Beispiel aus den vielen zuständigen zu geben — eines Tages der Zweifel in Gestalt eines Häringes vor dem Menschen erschienen sei und zu ihm gesprochen habe: „Du vereinigt doch nicht alle Fähigkeiten in Dir, denn Du kannst z. B. nicht schwimmen wie ich,“ — da habe sich in gerechter Empörung seines Selbstgefühls der Mensch an die Mechanik gewandt, und diese habe ihn gelehrt, Schiffe bauen, mit welchen der Mensch sodann den Häring an Schnelligkeit im Schwimmen noch übertroffen, ja es dergestalt bewirkt habe, daß der Häring, in Anerkennung seines Unrechts, vor dem Menschen bald darauf sogar mit einem Bückling habe erscheinen müssen.

Wenn nun aber einerseits es feststehe, daß der Mensch in seinem Naturell alle edlen Thierfähigkeiten beherberge, als z. B. den Muth des Löwen, die Klugheit des Elephanten, die Treue des Hundes, die Arbeitsamkeit der Biene, die Sanftmuth der Taube u. s. w., so sei es andrerseits eben so gewiß, daß auch das Gegentheilige von alle Dem, die unedlen, schlechten, bestialischen Qualitäten ihm von Natur innewohnen, als die Feigheit des Hasen, die Trägheit des Esels, die Falschheit der Kaze, die Dummheit der Gans, die Bosheit des Affen u. s. w.

Die Bestimmung des Menschen für seine Erdenlaufbahn bestehe nun aber gerade darin, alle edlen geschöpflichen Eigenschaften und nur diese in sich zur

möglichst hohen Ausbildung zu bringen, die unedlen thierischen Neigungen in sich aber verschwinden zu machen und wo möglich ganz zu ertöden. Daß dies letztere möglich sei, ja zu Ehren der schöpferischen Weisheit sogar dem größeren Theile nach geschehe, davon sei die Weltgeschichte im Großen wie das tägliche Leben im Kleinen ein eben so unwiderleglicher als trostreicher Beweis. Denn wie oft nicht sei es schon geschehen und geschehe es auch noch, daß ein Mensch, der in den ersten Epochen seines Lebens nicht viel Besseres und Anderes als ein kriechendes Gewürm gewesen, doch in Folge richtiger Selbsterkenntniß seiner eigentlichen Menschenbestimmung und danach vorgenommener Selbstveredlung, nachher als ein kühner Adler im Reiche der Ideen, hoch über dem Schmutz des Erdenlebens und sonnenwärts, seine weiten Kreise gezogen habe.

Leider gebe es auch der entgegengesetzten Beispiele genug. Wie viele Menschen thäten ihr ganzes Leben lang eigentlich weiter nichts, als nur den Esel in sich recht heraus zu bilden, oder den Bock in sich, den Ochsen, den Affen u. s. w.; und in Geistesfaulheit oder gottloser Verstocktheit trieben sie es darin oft so weit, und gelänge es ihnen auch so sehr, nicht nur die edleren Thierbegabungen als des Löwen, Adlers, der Ameise, Biene u. s. w., sondern selbst das angeborene Menschenhafte in sich so zu vernichten, daß so gut wie gar nichts mehr von diesem Besseren und Besten in ihnen übrig bleibe, so daß denn das Volkswort in vollem Wortsinne Recht habe, wenn es bei der Begegnung im Leben von einem solchen Subject ohne weitere Complimente sage: „Seht doch den Affen!“ — oder: „Da geht der Ochse hin!“ — oder bei eines Solchen Tode: „Nun ist auch wieder ein Esel weniger auf der Welt!“ —

Diese Art von Menschenfiguranten, fährt unser Philosoph fort, seien aber keineswegs die gefährlichsten, vor denen es gelte auf der Hut zu sein. Wer die Schlange, die Krake, die Kröte, den Ochsen in sich, so offenkundig auch äußerlich im täglichen Leben an sich zur Schau trüge, sei es nun, daß er in frechem Troke es gar nicht anders wolle, oder in Folge gänzlicher bestialischer Verkommenheit es gar nicht anders mehr könne; vor Dem hüte man sich schon und zwar leichtlich, daß man von ihm nicht giftig gestochen, hämisch gekraßt, hinterrücks begeistert, oder geradezu gestoßen werde. — Gefährlich dagegen und im höchsten Grade gefährlich seien diejenigen Menschensubjecte, welche, die Kunst der Verstellung üübend, das reißende, giftige oder garstige Thier ihres Innern so mit der Larve falscher Mienen und der Schminke der Heuchelei zu maskiren verstanden, daß der schlichte, arglose Mensch, indem er sie nur nach dem guten Scheine ihres Aeußeren taxire, von dem schlimmen Kern, der unter ihrer glatten Schale verborgen sei, meistens nie das Geringste ahne, und deshalb dadurch nur um so bitterer getäuscht und in Schaden gebracht werde. Es seien diese gefährlichen Menschensubjecte dieselbe Art, welche schon die „Schrift“ mit dem Wort bezeichne: „Sie gehen in Schafskleidern umher, aber innen sind sie reißende Wölfe!“ Leider aber sei diese hier von der „Schrift“

bezeichnete Art nicht die einzige, welche existire; der Arten und Unterarten derselben sei vielmehr Legion, und wenn der Gottesgelehrte, der Philosoph und der Volksredner kaum vermeinten, eine neu entstandene recht gefährliche Art dieser Bestien in Menschengestalt enthüllt, überführt und den Strafgerichten der Oeffentlichkeit überantwortet zu haben: gleich, im nächsten Augenblick, sei schon wieder eine ganz neue Art, wenigstens ganz neu in der Art ihrer Vermummung und Vermaskirung da, gegen die es denn auch gleich von Neuem wieder gelte Jagd zu machen, sie abermals zu entlarven, und dem Auge des Volks in ihrer verkappten Böslichkeit offenbar zu machen.“

So weit der alte Philosoph. So viel wenigstens genügt für meinen Zweck, in dieser Vorrede dem Leser von des Alten eigenen Worten anzuführen; was jetzt noch folgt, ist mein eigenes Raisonement.

Das im Obigen aus dem ungenannten Werke des Alten Mitgetheilte hatte mich zum weiteren Nachdenken angeregt. Ich ließ im Geiste vor mir alle die verschiedenen Vermummungs-Arten, in welche der Mensch, je nach Zeit, Ort und Volksthümlichkeit, seine Bestialitäten zu verkappen gewußt, die Revue passiren; ich forschte sodann nach, wer Alles aus dieser großen so unendlich vielfältigen Thiermenschen-Maskerade, durch den Scharfsinn der Gelehrten und Künstler bisher entlarvt, und den Schlimmen zur Abschreckung und Einschüchterung, wie der arglosen Menge zur Warnung und Belehrung, in schriftlicher oder bildlicher Schaustellung auf dem Markte der Literatur oder in den Hallen der Kunst signalisirt worden sei; da fand ich denn plötzlich noch eine sehr große, sehr fühlbare Lücke in den dahin zielenden literarischen wie künstlerischen Leistungen vor. — Alle bössartigen, oder auch nur garstigen Thier-Individualitäten, welche in der Menschen-Natur implicite mit enthalten sind, wie der Dohse im Menschen, der Esel im Menschen, die Schlange im Menschen, der Affe im Menschen u. s. w. u. s. w. — sie alle hatten schon, und manche zu wiederholten Malen, ihre Geschichtschreiber, ihre Porträteurs, ihre Bildhauer, ihre Bergipfer, ihre Randzeichner gefunden, nur einem von ihnen, einem Thier-Individuum in der Menschenlarve von den unzähligen allen, war merkwürdiger, höchst merkwürdiger Weise dies bisher noch nicht zu Theil geworden: es war Dies — der Swinegel im Menschen!!

Sehr seltsam, sehr zum Verwundern in der That. Was konnte der Grund von diesem befremdlichen Factum sein? — War es Verkennung und daraus Nichtachtung der Swinegelischen Capacität, seitens der Philosophie und Kunstanschauung, was das bisherige schweigsame, passive Verhalten derselben zu diesem Object zu Wege gebracht? — Ich forschte und forschte, und ich fand am Ende, daß es dies nicht gewesen; fand dagegen, daß der Grund der bisherigen gänzlichen Passivität der Literatur- wie Kunst-Producenten zu diesem Gegenstande leider kein anderer gewesen, als — die Feigheit! — Ja, so ist es. Denn nicht, als ob unsern Schriftstellern und Künstlern allein der „Swinegel in Menschengestalt“ verborgen

geblieben, nie erkenntlich geworden wäre; nein, sie haben seine Existenz, und oft besser noch als alle Anderen gekannt; aber Menschenfurcht hat sie abgehalten, den Swinegel zu verfolgen, d. h. ihn gerade da, wo er allein dann aber sehr gefährlich, als das was er seiner Natur nach, zu bezeichnen, ihm die Larve abzureißen, und dem Hohn wie der Bückstimmung der Oeffentlichkeit bloßzustellen. Noch deutlicher hier zu reden; unsere Schriftsteller und Künstler haben bisher, eben um ihre Feigheit zu bemänteln, sich wie Anderen stets einzureden gesucht, „daß der sogenannte Swinegel nur in den untersten Regionen des Lebens, in den niederen Volksklassen, in dem, was man so für gewöhnlich den Pöbel zu nennen pflegt, zu Hause sei. In diesen untergeordneten Sphären nur komme der Swinegel zu Tage, treibe sich umher, und gehe auch innerhalb dieser Grenzen wieder unter. In den höheren Ständen aber, in den Regionen der vornehmen Welt existire der Swinegel durchaus nicht; diese Erscheinungsweise der Menschenbestialität sei dort durchaus nicht zu finden. Der Beweis dafür sei Folgendes. Alles, was im gemeinen Leben an Rothvergnüglietheit, Gefräßigkeit, Frechheit, Grobheit, Schabernack vorkomme, lasse sich dort unter dem einen Gesamtbegriff des „Swinegels“ zusammenfassen; dies sei aber keinesweges mit den gegenüberstehenden Erscheinungen der vornehmen Welt so. Hier könne man wohl ein Wüßling, Schlemmer, kurz sogenannter Lebemann sein, ferner ein Geck, ein Poltron, ein Intriguant, ein Heuchler, ein Verleumder und Schadenstifter — aber bei alle Dem vor der Welt doch immer geachtet und der öffentlichen Meinung unantastbar verbleiben. Mit einem Wort also, das war die Schlußfolgerung Jener: es gebe wohl gemeine Swinegel — aber keine vornehme Swinegel!“

Und hier nun ist es, wo meine, des Verfassers Ansicht als eine ganz und gar entgegengesetzte sich ausspricht. Ich nämlich behaupte: O ja, es giebt auch vornehme Swinegel; und ferner: der vornehme Swinegel ist sogar ein bei weitem größerer Swinegel als der gemeine Swinegel. — Bei dem vornehmen Swinegel ist nur die Maske so viel dichter, künstlicher, äußerlich gefälliger, dahingegen der gemeine Swinegel für gewöhnlich gar keine Maske trägt, sondern sich ohne Verhüllung und Verstellung ganz so zeigt, wie er ist. Darum aber, folgere ich meinerseits nun weiter, ist auch fast nur der vornehme Swinegel gefährlich; darum hat es Verdienst, gerade diesem in allen seinen tausendfältigen Verummungen nachzuspüren, ihn zu entlarven, und ihn vor der durch ihn so unendlich schon beschädigten und noch immer wieder aufs Neue bedrohten Menschheit endlich einmal, seiner täuschenden Schleier, Kapuzen und Costüme entkleidet, in seiner ganzen Blöße hinzustellen.

Und diese Aufgabe denn hat sich das vorliegende Werk gestellt. Den „Swinegel“, wer er auch, wo er auch sei, in allen Regionen, unter allen Ständen und Verhältnissen aufsuchen, und wenn gefunden, ihn als solchen zeigen, das ist des Verfassers Ziel für dieses Werk, und der Leser wird im Verfolg desselben sich überzeugen, daß dem Verfasser wirklich hievon ein Beträchtliches gelungen.

In früheren Jahren schrieb einmal ein Hannoveraner ein Buch, betitelt: „Ueber den Umgang mit Menschen,“ worin er die Kunst mit Menschen umzugehen zu lehren sich bemühte. Derselbe Schriftsteller hätte sich wohl ein noch größeres Verdienst erwerben können, wenn er statt dessen ein Buch „über den Umgang mit Swinegeln“ geschrieben hätte. Denn die Kunst mit Menschen umzugehen braucht eigentlich Keiner erst zu lernen; dazu bedarf es keiner Kunst noch Künste. Der Mensch, der wahre Mensch, er, dem allein dieser Ehrenname zukommt, ist einfach, offen, redlich; mit ihm in richtiger Weise umzugehen, dazu bedarf es weiter nichts, als ebenfalls einfach, offen, redlich zu sein, und dazu gehört keine Kunst. — Aber freilich nicht einfach, nicht offen, nicht redlich zu sein — dazu gehört Kunst.

Und wenn der deutsche Dichter Jean Paul uns in seinen Werken u. A. eine Vision hinterlassen, worin er den Untergang der Welt schildert, und welche mit den Worten anhebt: „Es wird einmal einen letzten Menschen geben, der wird auf einem Berge stehen“ u. s. w. —; so könnte ein anderer Schriftsteller vielleicht mit nicht geringerem Recht eine Vision haben, die er mit den Worten begönne: „Es wird einmal einen letzten Swinegel geben“ u. s. w.

So viel wenigstens ist gewiß, daß es genug der Leute giebt, die, wie überhaupt ohne Glauben, so insbesondere auch ohne den Glauben an Perfectibilität meinen: — erst der letzte Mensch werde zugleich auch der letzte Swinegel sein!! — Ja, wenn die Welt nur aus Leuten ihrer Art bestände, möchte es wirklich dahin kommen. —

Daß es aber, der Meinung und dem Thun dieser entgegen, doch zu solchem Ende der Dinge nicht komme, dazu mitzuwirken, das eben ist die ernste Aufgabe der vorliegenden spaßhaften Blätter.

Vorrede zur gegenwärtigen zweiten Original-Ausgabe.

Im Jahre 1840 schrieb ich, der Endesunterzeichnete, für mein damals neu-gegründetes „Hannoversches Volksblatt“ ein plattdeutsches Märchen, betitelt: „Dat Wettloopen twischen den Haasen und den Swinegel up de lütje Haide bi Bugtehude,“ dessen Stoff einer in meiner Jugend mir aus dem Volksmunde zu Ohren gekommenen Ueberlieferung entnommen war. Ich hatte diesen Schwank nach meiner Fassung vorher öfter in Freundeskreisen, zur geselligen Aufheiterung, vorgelesen und damit allgemeinen Beifall eingeerntet; dieser Umstand veranlaßte mich, das Märchen endlich zu Papier zu bringen. So erschien es denn zum ersten Mal gedruckt im Jahre 1840 in Nr. 51 des I. Jahrganges meiner Zeitschrift „Hanno-

versches Volksblatt“. Späterhin hat der Berliner Gelehrte Herr Dr. Firmenich selbiges in sein berühmtes Sprachschatzwerk „Germaniens Völkerstimmen“ (unter Bezeichnung meiner Autorschaft) aufgenommen, und zwar als eine Probe des im Herzogthum Bremen in der Gegend von Stade (wo mein Geburtsort liegt) gesprochenen plattdeutschen Dialects.

Später, im Jahre 1844, hat Herr Theodor von Kobbe (allerdings ohne mein Vorwissen) in seinen humoristischen Blättern dieses Märchen, mit nachfolgender Bemerkung unter dem Text, abdrucken lassen: „Die vorstehende Schnurre ist für den Oldenburger Volksboten für 1845 bestimmt. Ein Zufall führte sie vor mein Auge. Gewiß werden, wenn sie auch schon gedruckt sein sollte, wenige Leser sie kennen, mir aber alle danken, denen ich zu ihrer Bekanntschaft verhelfe. Die Moral ist gewiß neu. Der Redacteur.“

Obgleich nun, veranlaßt durch vielfache Nachfragen, ich bereits im Jahre 1845 eine Separat-Ausgabe dieses Märchens (— welches, so wie es existirt, in Composition und Fassung Wort für Wort mein eigenes Werk ist) mit drei Federzeichnungen des Herrn Dr. jur. Wolf, veranstaltet habe, hat dasselbe nicht allein in vielen Sammlungen von Märchen (Grimm, Bechstein &c.), Lesebüchern u. dergl., ohne Nennung meines Namens als Verfassers, Aufnahme gefunden, sondern auch eine Anzahl unerlaubter Nachdrücke erfahren. — J. P. J. Vyser, welcher den einen derselben illustriert im Jahre 1853 herausgegeben hat, nennt Herrn Theodor v. Kobbe als Verfasser, was durch obige Auseinandersetzung hinfällig wird. — Nachdem ich bereits 1857 in Raumburgs Wahlzettel den Buchhandel auf mein Autorrecht hinwies, mache ich wiederholt bei Gelegenheit dieser zweiten Auflage darauf aufmerksam und warne vor jedem fernern unerlaubten Nachdrucke, da die Herren Schmoll & von Seefeld in Hannover jetzt das alleinige Verlagsrecht besitzen.

Die Zeichnungen von Ludwig Richter in dieser zweiten Original-Ausgabe stammen aus Bechstein's Märchenbuch, dessen Verleger Georg Wigand in Leipzig die Benutzung freundlich gestattet hat.

Diesem Volksmärchen ist nun bereits ein größeres Volksepos „Swinegel's Lebensloop und Ende“ (bei denselben Verlegern erschienen) nachgefolgt und hat solchen Beifall gefunden, daß es innerhalb Jahresfrist eine zweite Auflage erlebt hat.

Hannover, 22. November 1867.

Dr. Wilhelm Schröder.



I.

**Dat Wettloopen twischen den Swinegel un den Haasen up
de lütje Haide bi Buxtehude.**

Disse Geschicht is lögenhaft to vertellen, Jungens, awer wahr is se doch! Denn mien Grootvader, van den id se hew, pleggte jümmer, wenn he se mi vertellde, dabi to seggen: „Wahr mutt se doch sien, mien Söhn, anners kunn man se jo nich vertellen!“ De Geschicht hett sich awer so todragen.

Et wöör an eenen schönen Sündagmorgen to'r Harvsttiet, jüst as de Boofweeten bloihde. De Sinn wöör heilig upgaen am Hewen, de Morgenwind güng warm öwer de Stoppeln, de Larken süngen



inn'r Lucht, de Zinnen sumsten in den Boofweeten, un de Lühde güngen in ehren Sündagsstaht nah'r Larken, un alle Kreatur wöör vergnügt, un de Swinegel ook. De Swinegel awer stünd vör siener Döhr, harr de Arm ünnerslagen, keet dabi in den Morgenwind hinut, un quinkeleer'de en lütjet Leedten vör sück hin, so good un so slecht, as nu eben am leewen Sündagmorgen en Swinegel to singen pleggt. Indem he nu noch so half ließe vör sück hin jung, füll em op eenmal in, he künn ook wol, mittlerwiel siene Fro de Kinner wüsch un antröcke, en beeten in't Feld spazeeren un mal tosehn, wie siene Stähkröwen stünden. De Stähkröwen wöören awer de nächsten bi sienem Huuse, un he pleggte mit siener Familie davon to eten, darüm sah' he se as de sienigen an. Gesagt, gedahn. De Swinegel maalde de Huusdhör achter sück to un slög den Weg nah'n Felde in. He wöör noch nich ganz wiet von Huuse, un wull jüst üm den Stühbusch, de da vör'n Felde liggt, nah den Stähkröwen-Alder hinupdreien, as em de Haaf' bemött, de in ähnlichen Geschäften uutgahn wöör, nämlich um sienen Kohl to besehen. As de Swinegel

den Haasen ansichtig wöör, so böhd' he em en fründlichen „Go'n Morgen!“ De Haaf' aver, de up siene Wief' en vörnehmer Herr was, un grausam hochfahrtig dabi, antwoorde nicks up den Swi-



negel sienen Gruhß, sondern seggte to'm Swinegel, wobi he en gewaltig höhnische Miene annöhm: „Wie kummt et denn, datt Du hier all bi so fröhem Morgen im Felde rumlöppst?“

„Ich gah spazeeren,“ seggt' de Swinegel.

„Spazeeren!?“ lachde de Haaf', „mi dücht, Du kunnst de Been' oof wol to betern Dingen gebruuken!“

Disse Antwoord verdrööt den Swinegel ungeheuer, denn Alles kunn' he verdreegen, aver up siene Been' leet he nicks komen, eben, weil se von Natur scheef wöören.

„Du bildst Di wol in,“ seggt' nu de Swinegel to'm Haafen, „as wenn Du mit Diene Been' mehr uutrichten kannst?“

„Dat denk ich,“ seggt' de Haaf'.

„Dat kummt up'n Bersöök an,“ meent' de Swinegel, „ich pareer, wenn wi in de Bett' loopt, ich loop Di vörbi!“

„Dat is tum Lachen, Du mit Diene scheefen Been',“ seggt' de Haaf', „aver mienetwegen mag't sien, wenn Du so öwergroote Lust heft. Wat gilt de Bett'?“

„En gold'ne Lujedor un'n Buddel Brannwien!“ seggt' de Swinegel.

„Angenahmen!“ spröök de Haaf', „sla in, un denn kann't gliest losgahn.“

„Nä, so groote Zhl hett et nich,“ meent de Swinegel, „ich bün noch ganz nüchdern; eerst will ich to Huus gahn un en beten fröchstücken; in'ner halwen Stünd' bün ich wedder hier up'n Platz.“

Damit güng de Swinegel, denn de Haaf' wöör et tofreden.

Uennerwegs dachde de Swinegel bi sich: „De Haaf' verlett sich up siene langen Been, awer ich will em wol friegen; he is zwar en vörnehm Herr, awer doch man'n dummen Keerl, un betahlen sall he doch!“

As nu de Swinegel to Huuse ankööm, spröök he to sien Fro: „Fro, treck Di gau an, Du mußt mit mi nah'n Felde hinut!“

„Wat givt et denn?“ seggt' sien Fro.

„Ich hew mit'n Haafen wett't üm'n gold'ne Lujedor un'n Buddel Brannwien; ich will mit em inne Bett' loopen, un da fallst Du mit dabi sien!“

„O, mien Gott, Mann!“ füng nu den Swinegel sien Fro an to schreen, „büßt Du nich kloot, heßt Du denn ganz den Verstand verlaarn? Wie kannst Du mit den Haafen in de Bett' loopen wollen?!“

„Holt dat Muul, Wief!“ seggt' de Swinegel, „dat is mien Saak! Resonehr nich in Männergeschäfte. Marsch, treck Di an, un denn kumm mit!“ Wat sull den Swinegel sien Fro maken? Se muß't wol folgen, se mugg nu wollen oder nich! —

As se nu mit enander ünnerwegs wöören, spröök de Swinegel to sien Fro: „Nu paß up, wat ich seggen will. Süßst Du, up den langen Alder dar wüll wie unsen Wettloop maken. De Haaf' löpt

nämlich in der eenen Föhr un id in'ner andern; un von haben fang wi an to loopen. Nu heft Du wieder nicks to dohn, as Du stellst Di hier ünner in de Föhr, un wenn de Haaf' up de andere Siet antummt, so röpst Du em entgegen: „Jä bün all hier!“



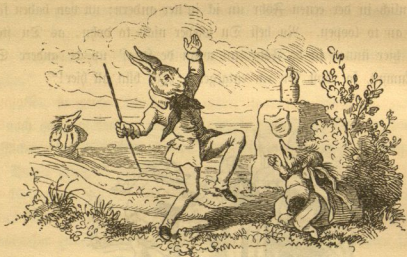
Damit wöör'n se bi den Acker anlangt; de Swinegel wiesde siener Fro ehren Platz an un güng nu den Acker hinup. As he haben ankööm, wöör de Haaf' all da.

„Kann et losgahn?“ seggt de Haaf'.

„Ja wol!“ seggt de Swinegel.

„Denn man to!“ un damit stellde jeder sich in siene Föhr; de Haaf' tellde: „Hahl Een! Hahl Twee! Hahl Dree!“ — un los güng he, wie en Stormwind, den Acker hindal. De Swinegel awer lööp ungefähr man dree Schritt, dann duhlde he sich dahl in de Föhr un bleev ruhig sitten.

As nu de Haaf' in vullem Loopen ünner am Acker ankööm, röp em den Swinegel sien Fro entgegen: „Jä bün all hier!“ De Haaf' stußd' un verwunderde sich nich wenig; he meende nich anders, as et wöör de Swinegel sülvst, de em dat torööp'; denn bekanntlich süht den Swinegel sien Fro jüst so uut, wi ehr Mann.



De Haaf' awer meende: „Dat geiht nich to mit rechten Dingen! Noch mal geloopen! Wedder üm!“ Un fort güng he wedder wie en Stormwind, datt em de Ohren am Koppe flögen. Den Swinegel sien Fro awer blev ruhig up ehrem Plaze. As nu de Haaf' haben ankööm, röp em de Swinegel entgegen: „Ich bün all hier!“

De Haaf' awer, ganz uuter sich bör Ihwer, schreede: „Noch mal geloopen! Wedder üm!“

„Mi nich to slimm,“ antwoorde de Swinegel, „mienetwegen noch so oft, as Du Lust heft.“

So lööp de Haaf' noch dree un söbentig Mal, un de Swinegel höhl et ümmer mit em uut.

Jedes Mal, wenn de Haaf' ünnen oder haben ankööm, seggten de Swinegel oder sien Fro: „Ich bün all hier!“

Tum veerunsöbentigsten Mal awer kööm de Haaf' nich mehr to Ende. Middden am Aker stört he to'r Erde, dat Blohd flög em uut'n Halse, un he blev dohd up'n Plaze.

De Swinegel atwer nöhm siene gewunnene Lufedor un den Buddel Brannwien, röp siene Fro uut der Föhr aff, un beide gingen vergnügt mit enanner nah Huus; un wenn se nich storben sünd, lewt se noch.

So begew et sich, datt up de Burtehuder Haide de Swinegel den Haasen dohd loopen hett, un sied jener Lied hett et sich keen Haaf' wedder infallen laten, mit'n Burtehuder Swinegel in de Wett' to loopen.

De Lehre awer uut dissef Geschicht is: Erstens, datt Keener, un wenn he sich ook noch so förnehm dücht, sich sall bikomen laten, över'n geringen Mann sich lustig to maken, un wöör't ook man'n Swinegel; un tweetens, datt et gerahden is, wenn Gener freet, datt he sich 'ne Fro uut sienem Stande nimmt, un de jüst so uutjüht, as he sülvst. Wer also en Swinegel is, de mutt tosehn, datt siene Fro ook en Swinegel is; un so wieder! —

II.

De Bruntganter. (Der Brant-Gänserich.)

Eine Humoreske aus dem plattdeutschen Leben

von

Dr. Wilhelm Schröder,

dem Verfasser des „Wettloopen twischen den Swinegel un den Haafen.“

Mein Geburtsort ist das hannoversche Dorf D. unweit Stade an der Unterelbe. In dortiger Gegend ist es Sitte, daß die reichen Bauern, wenn sie den ältesten Sohn oder die älteste Tochter verheirathen, eine große Hochzeit (eene Röst) geben, welche in der Regel drei Tage dauert, und wobei das Schmausen, Trinken, Tanzen, Tollen und Zuchheisa-Schreien Alles, was von den Gästen nur einigermaßen dauerhafte Kehlen, Magen und Beine besitzt, in einem Wirbel dreht.

Die großen Bauernhäuser dieser meiner Heimathsgegend sind in der Regel so gebaut wie diejenigen Westphalens, gleich dem, welches Zimmermann in seinem „Münchhausen“ als das des Dorfschulzen beschreibt. Den Hauptraum des einstöckigen strohgedeckten Hauses

nimmt unten die lange Diele ein, in welche von der einen Seite der „Kinder breitgestirnte glatte Schaaren“, die Ochsen, Milchkühe und Kälber gemüthlich wiederkäuend hereinschauen, während an der entgegengesetzten man die Mahnung zu erneuertem Futteraufschütten an den „Stwöpenjungen“ durch das helle Gewieher der Mutterstute oder des jungen Hengstes, von letzterem meist mit obligatem Klopfen der Vorderhufe an die eichene Bohlenwand unterhalb der Kaufe begleitet, vernimmt. Bei dem Bauern des nördlichen Hannoverlandes, Mecklenburgs, Ostfrieslands gehört sein Hausvieh gewissermaßen mit zur Familie, weshalb denn auch in Grabbe's toller Komödie, auf des Schulmeisters Frage an den Bauer Tobias: „Wie stehts zu Hause, Herr Tobias? Was macht die Familie?“ — des Letztern Antwort: „Danke schön, Herr Schulmeister, für gütige Nachfrage! Meine Frau befindet sich wohl, aber mein bestes Schwein liegt leider in den letzten Zügen“ — keineswegs als eine humoristische Hyperbel, sondern vielmehr als ein ächter Pinselstrich der Wirklichkeits-Schilderung zu betrachten ist.

Auf besagter langen Diele der Bauernhäuser werden nun bei großen Hochzeiten von oben bis nach unten zwei bis drei Reihen Tische, gebildet aus über kreuzweise zusammengestellten Fußgestellen gelegten Tannenbrettern, mit dito Bänken, aus Brettern über leeren Viertönnehen, aufgestellt, an welchen, sobald die Trauung des jungen Ehepaars vom Pastor loci vollzogen, dann die Masse der eingeladenen Hochzeitsgäste (be ohlen Lühde und dat Jungvolk) das Hochzeitmahl einnehmen. Während nun auf der Diele der hochzeitliche Janhagel schmaus't, sind jedoch die eingeladenen Honoratioren des Orts, Pastor, Küster, Advocat, Doctor und Apotheker, nebst den Brautleuten und deren beiderseitigen Eltern und nächsten Verwandten in der „grooten Döns“, der einzigen großen Stube des Hauses, zur

Tafel versammelt. Hier geht es nun natürlich etwas höher her. Dieweil draußen „up'r Dehle“ nur die Hühnersuppe mit Weizenmehl-Korinthen-Klößen, danach der gekochte Schinken mit Meerrettig, Mehlpudding mit geschmolzener Butter und gekochten Zwetschen, consumirt wird, dazu als Getränke Bier und Brauntwein, giebt es in der „grooten Döns“, der sogenannten Pastoren-Stube, in der Regel noch einen Kalbs- oder andern Braten extra, dazu als Getränk weißen Graves, in der Sorte des Altarweins, und hintendrein als Dessert „Botterkoken“ (Raspeleuchen) in großen Schüsseln, zerschnitten, aufgetragen, welcher zum Beschluß unaufhörlich rings um die Tafel kreist. In einer solchen „grooten Döns“ nun spielt unsere kleine Geschichte.

Es war im Frühjahr des Jahres 182—. Der reichste Bauer unseres Dorfes, der Vollhöfner Peter Peters, verheirathete seine älteste Tochter an einen ebenfalls reichen jungen Bauer der Umgegend. Von dieser bevorstehenden „Köst“ und den Zubereitungen dazu war in den Spinnstuben des Dorfes und bei den abendlichen Feuerclubs an den Heerdfeuern auf der Diele schon Monate lang vorher die Rede gewesen, es sollte ganz was „Extra's“ werden. — „Und wenn't mi fiefshundert Dahler kost't, et schall mi nich drup antomen; id will'n Köst geven, as D. noch keene seh'n hett —“ hatte Peter Peters gesagt. Es mochten denn auch wohl nahe an fünfhundert bäuerliche Hochzeitsgäste eingeladen sein, die ganze große Diele war damit zur Mittagstafel besetzt, und auch das Pastoren-Zimmer war voll gestopft von den dahin Gehörigen. An beiden Stellen war das Festmahl in vollem Gange. Ich, der Erzähler dieses, war damals ein zehnjähriger Junge und hatte als ältester Sohn des Herrn Organisten, welcher natürlich bei solchen Gelegenheiten neben dem Herrn Pastor die zweite Violine (ut ita dicam) spielte, auch diesmal die abson-

derliche Ehre und Freude, mit unter den Tischgästen des Pastoren-Zimmers meinen Platz einzunehmen.

Der Herr Pastor unseres Ortes war ein wohlbeleibter Seelsorger, aber auch zugleich eigener Leibespfleger, und männiglich in der Umgegend als ein Feinschmecker ja Gourmand bekannt. Man erzählte sich, er führe in seinem Hause, wo er unverheirathet mit einer vortrefflichst für ihr Fach ausgebildeten Köchin wirthschaftete, eine Tafel wie ein gefürsteter Abt. Und weil es denn nun in seiner Gemeinde allbekannt war, „dat he geern wat Godes möge,“ so pflegte denn wohl der Herr Organist fürsorglicher Weise, bei bevorstehenden größeren Hochzeiten, wo der Herr Pastor die Einladung zur Mittagstafel nach der Trauung nicht füglich ablehnen konnte, durch einen 8 oder 14 Tage vorher ertheilten Wink den Braut-Eltern es anzuweisen, daß man, wenn auch für keine andere Delikatessen, doch wenigstens für einen guten Kalbs-, Hasen-, Hammel- oder sonstigen Braten auf dem Pastoren-Tisch Sorge trage.

Ein solcher Wink mochte nun auch wohl rechtzeitig durch meinen Papa an Vadder Peters oder dessen Ehehälfte expedirt sein. Denn als mein Vater (wie er später wohl erzählt hat), während er nach geschehener Trauung mit Mohder Peters das weiße Tischlaken und das Altargeräth nebst den zwei brennenden Kerzen abräumte, diese halbblaut fragte: „Na, Froo Peters, hevt Se oof'n beet en an'n Herrn Pastor dacht?!“ — da hatte sie ihm geantwortet: „Sien Se uuter Sorge, uhse Herr Pastor schall woll tofreden sien, he frigt dütmal ganz wat Kares! —“ „Run, da bin ich wirklich neugierig auf Ihren Braten,“ — hatte da mein Papa geantwortet. „Ja, dat künnst Se oof, Herr Organist! — Wenn't nich miene Metta ehr Ehrendag wöör, harr id oof dissen Braden nich för twintig Dahler hergewen.“

Die Mittagstafel am Pastoren-Tische war denn soweit vorgeschritten, daß die Hühnersuppe, der gekochte Schinken und Mehlpudding fast schon, um mit Hegel zu reden, in's Innere der Gäste vermittelt waren, da kam der vom Pastor längst ersehnte Augenblick, um dessentwillen er sich bei diesen ersteren Gerichten, die überhaupt nicht seine Leidenschaft sein konnten, mehr retiré gehalten — der Braten ward aufgetragen.

— Ei! Ei! ein Gänsebraten! — das ist ja ganz was Seltenes in dieser Jahreszeit — rief schmunzelnd der Pastor, der in Gedanken schon die saftige Oberkeule zwischen seinen Backenzähnen fühlte — nun, da will ich, obzwar schon gesättigt, doch ein Stücklein davon nicht verschmähen!

— Nä, dat dröwt Se oof nich, Herr Pastor — bemerkte die Brautmutter — denn de is eegenst Se und miene Tochter to Ehren braet.

— Nun, so wollen wir uns denn der lieben Gottesgabe doppelt erfreuen — sagte der Pastor — und so laßet uns denn bei dieser lieblich duftenden Gans auch erst die Bratengesundheit ausbringen; also, meine werthen Gäste! Die lieben Frauen und Mädchen insgesammt und oben an die Brautmutter und Jungfer Braut, sie sollen leben!!

Angestoßen rings, daß aus den meisten Gläsern der Wein überschwappte, dann ausgetrunken bis auf den Grund, und nun eifrigt der Gänsebraten vom Herrn Pastor selbst tranchirt, wobei er sich gleich ein zartes Bruststückchen nebst Oberkeule auf den Teller schob, darauf der Gänsebratenteller seine Runde beginnend; dies Alles vollzog sich schneller fast als es hier erzählt wird. Der Herr Pastor war fast der Erste, welcher in den Gänsebraten einhieb. Raum aber hatte er zwei Bisse in sein erstes Stück davon gethan, als sein Antlitz

jährlings, in fast erschreckender Weise, dasjenige ausdrückte, was der Philosoph Kant mit dem Namen des „Lächerlichen“ bezeichnet, in so fern er dies, nach seinem System, definirt als — „die Auflösung einer gespannten Erwartung in ihr Gegentheil.“

— Na, wat seggt Se to uhse Goos? — wandte sich in diesem Augenblick die Brautmutter, augenscheinlich ungeduldig, den Zoll der pastoralischen Belobung einzuziehen, gegen den geistlichen Herrn.

— Vortrefflich, höchst vortrefflich dieser Braten — erwiderte, in christlicher Selbstüberwindung, der Pastor, während er dabei jedoch so langgezogen kaute, als ob er ein Stück Sohlenleders zwischen den Zähnen habe — das muß in der That ein prächtiges Thier gewesen sein diese Gans!

— Dat künnt Se glöwen, Herr Pastor, Se hädde em mal vör twintig Johren sehen möten, wenn he da vör siene Göße her güng na'n Möhlendiek.

— Vor zwanzig Jahren?! — Ich verstehe Sie nicht, liebe Frau —

— Ja, vör twintig Johren; et is ja mien Bruutganter —

— Wi — wi — wie? — Ihr — Brautgänserich der da, oder vielmehr diese da?!

— Ja, woll, den hew id vör twintig Johren, as id freen däh, bi miene Nutstüer as Bruutganter mitfregen. Id hew em jümmers schont, weil id jümmers dachde: süßt du, de schall bi diene ölfte Tochter ehre Hochtied mal den Hochtiedsbraden afgewen.

— Na, Herr Pastor, da wüll mi noch mal up anstöten — sagte ihr Mann.

— Ja — sagte die Frau — und dat Se bi de nächste Hochtied wedder eben so'n schönen Braden up'n Dische hewt, Herr Pastor!

„Davor möge mich der Himmel in Gnaden bewahren —“
sagte für sich der Pastor, während er mit süßsaurem Lächeln an der
Brautmutter Glas anstoßend deren Toast erwiderte.

Seit diesem Tage aber gehörte es bei dem Herrn Pastor zur
ersten Regel seiner culinairischen Goutelar = Jurisprudenz, sei es bei
einem Hochzeitmahl oder wenn eine Bauerfrau ihm in seinem Hause
eine fette Gans zu kaufen anbot, daß er sanften Tones zwar aber
dabei scharfforschenden Blickes jedesmal zunächst fragte: „Sage Sie,
liebe Frau, ist das da vielleicht auch Ihr Brautgänserich?“ —

In unserm Verlage ist so eben in zweiter Auflage erschienen:

Swinegel's Lebensloop und Ende.

Ein plattdeutsches komisches Volks-Epos in 13 Kapiteln
mit Holzschnitten

von

Dr. Wilhelm Schröder.

102 Seiten groß Quart. Sauber broschirt.

Preis 15 gr.

Dieses Werk, das jüngst der Feder desselben Autors entflohen, der einst das „Wettloopen“ schrieb, wird allseitig von der Kritik als ein Product des kernigsten und urwüchsigsten Humors anerkannt. Daß die erste starke Auflage in drei Monaten vollständig vergriffen, dürfte ein redender Beweis von dem Werth und der Volksthümlichkeit des Werkes sein.

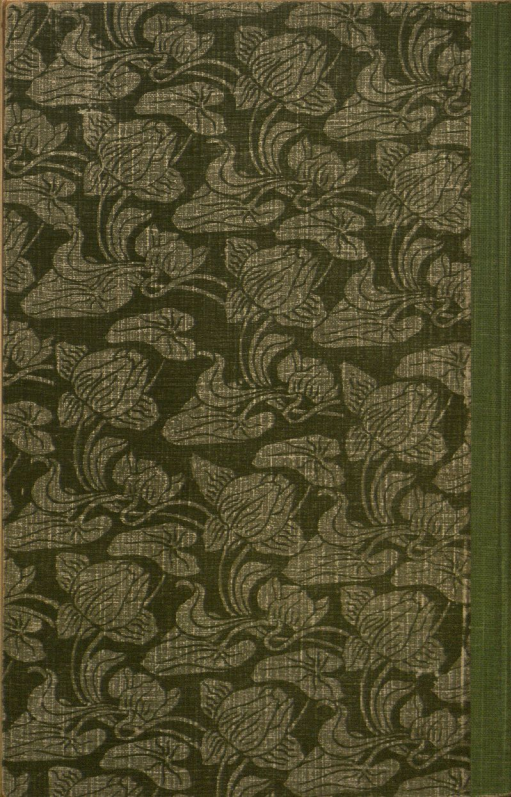
Hannover, December 1867.

Schmorl & von Seefeld.

**** Der Dichter des „Swinegel“.** Vor fünfzig Jahren, am 4. Oktober 1878, starb in Leipzig Wilhelm Schröder, dessen Schriften längst vergessen sind, wie er selbst, und den nur sein

Märchen von dem „Wettloopen twischen dem Haasen un dem Swinegel up de lütje Heide bei Buxtehude“ überlebt hat, das in die Märchenliteratur zahlreicher europäischer Völker übergegangen ist. Die Brüder Grimm haben es in ihr deutsches Märchenbuch übernommen und gleich nach Erscheinen wurde es ins Holländische, Schwedische, Dänische, Französische und Russische übersetzt. Von allen denen aber, die sich auch heute noch an diesem drolligen Märchen ergötzen, kennt keiner mehr den Namen des Verfassers, Wilhelm Schröder, der am 2. Juli 1808 als Sohn eines Lehrers in der Nähe von Stade geboren wurde. Als Leipziger Student erwarb er sich die Mittel zum Leben und zum Studium durch schriftstellerische Arbeiten und in jener Zeit trat er in Leipzig besonders Richard Wagner und den damals in Leipzig lebenden Schriftstellern nahe. 1837 siedelte er nach Hannover über, wo er im Jahre 1840 den „Hannoverschen Volksboten“ gründete, der in erzieherischem Geiste aufklärend wirken sollte. In dieser Zeitschrift erschien das obengenannte Märchen — das einzige, was von Schröder geblieben ist. Während das Blatt zunächst großen Erfolg hatte und dem Herausgeber eine behagliche Existenz sicherte, verlor es nach 1866 durch seine preußenfreundliche Haltung die meisten seiner Leser, so daß es sein Erscheinen einstellen mußte. In bitterster Not geraten, die ihn sogar zum Verkaufe seiner Bibliothek zwang, kehrte Schröder wieder nach Leipzig zurück, wo er sich bis zu seinem am 4. Oktober 1878 erfolgten Tode „durch trostlose Tagesarbeit mit der Feder“ kümmerlich durchschlug.

K. v. H.



KODAK GRAY SCALE

C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

00 A .10 .20 .30 .50 .70 M 1.00 1.30 1.60 B 1.90



black 3-color white cyan violet magenta primary red yellow green

KODAK COLOR CONTROL PATCHES

These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.